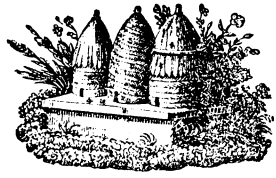
№ 13. Der 1835.

Breslauer Erzähler.



Ein Unterhaltungs-Blatt für alle Stände.

Mittwoch, den 29. April.

Redaktion und Expedition: Buchhandlung von Heinrich Richter, Ring Nr. 51, im halben Mond.

Schlesische Tages-Chronik.

Den 29. April 1515: Der schlesische Städtebund wird aufgehoben. — 1814: Die Festung Jülich ergiebt sich den verbündeten Truppen. — 1815: Barclay de Tolly kommt aus Warschau in Breslau an. — Den 30. April 1793: Tumult in Breslau. — 1814: Landau öffnet den Verbündeten die Thore.

Erste Liebe.

(Nach dem Französischen.)

(Fortsetzung und Beschluß.)

Ein einziger Umstand setzte Georg in Schrecken: es war der erste Hammerschlag, den der Todtengräber auf den Sarg that, um ihn zu zertrümmern. Es schien ihm, als verfahre er dabei mit zu viel Rohheit, und als bei dem Lärmen einige Hunde in der Nähe zu heulen und zu bellen anfingen, bat er den Todtengräber, die Oeffnung behutsamer vorzunehmen; dieser gehorchte, und bald lag der Leichnam Clementinens, nur von dem Leichentuche umhüllt, auf dem Rasen des Kirchhofs. Der Todtengräber setzte sich schweigend an den Rand des Grabes, die Beine in dasselbe hinabhängend, und betrachtete Georg, der außer sich neben dem kalten Körper sich niederwarf.

Aber Georg schien vergessen zu haben, weshalb er gekommen war. Er hörte nichts, sein starrer Blick sah nichts, sein Verstand erkannte nichts mehr, er gehörte sich selbst nicht mehr an. Der Todtengräber, jetzt selbst erschreckt, da er auf mehrere Fragen keine Antwort erhalten konnte, fürchtete, ihn zu berühren; um ihn aber dem Selbstvergessen zu entreißen, legte er das Leichentuch zurück, und zeigte so das Gesicht der Frau v. Servins dem, der so viel unternommen hatte, sie zu sehen. Die Wirkung eines Talismans ist nicht zauberischer. Bei dem Anblick dieses angebeteten Kopfes, den selbst der Tod mit seinen Zeichen verschont, brach der unglückliche Liebende zusammen. Unter Thränen und Seufzern sprach er mit der Todten von seiner Liebe, klagte sich an wegen ihres Todes, bat sie um Verzeihung, sprach von den vergangenen Tagen, ihren verlornen Hoffnungen, und um dies besser zu können, richtete er die Leiche empor, stützte sie mit einem Knie, und betrachtete sie schmerzlich. Diese Raserei Georgs schien kein Ende nehmen zu wollen; da kam plötzlich ein Gedanke, eine Erinnerung durchdrang ihn wie ein Blitz, und die letzten Worte, die der jetzt durch den Tod geschlossene Mund zu ihm gesprochen: »O Georg! wenn ich todt wäre, Deine Küsse würden mich in's Leben zurückrufen!« tönten plötzlich wieder in seinen Ohren. Er schrie laut auf, und in der unsinnigen Aufwallung einer noch unsinnigern Hoffnung, schloß er Clementine in seine Arme, und drückte auf ihren kalten Mund einen Kuß. Auf diesen Kuß folgte ein entsetzlicher Schrei Georgs, diesem ein krankhaftes Zittern und ein gräßliches Gelächter; dann riß er in blitzschneller Bewegung sich vom Boden auf, die Leiche noch immer fest in seine Arme gepreßt, entfloh er durch die Gräber, und überwand alle Hindernisse unter dem Geschrei wahnsinniger Freude und wilden Schmerzes. Durch übermenschliche Schnelligkeit und Kraft entging er den Verfolgungen des Todtengräbers, der ihn bald entschwinden sah, wie einen Tiger, der seine Beute davon trägt. Der arme Todtengräber eilte nun, die Spuren seiner Kirchenschändung zu vertilgen, warf den leeren Sarg in die Grube, schüttete die Erde darauf, die schon einmal ihn bedeckt, und kehrte in seine Wohnung zurück, erschreckt von seinem Verbrechen, und voll Besorgniß den Tag erwartend. — —

Fünf Jahre verflossen seit dieser Nacht bis zu dem Tage, wo das folgende Ereigniß sich zutrug, ohne daß irgend etwas

den Todtengräber hätte fürchten lassen, der Raub der Leiche der Frau v. Servins könne für ihn noch verderbliche Folgen haben.

Es war der Jahrestag von dem Tode Clementinens, und Herr v. Servins, ihr Gatte, kniete neben dem Grabe seiner Frau. In einiger Entfernung von ihm stand der Todtengräber, ihn mit tiefem Reuegefühl betrachtend, als mache er es sich zum Vorwurfe, zu dulden, daß sich dieser herbe Schmerz vor einem leeren Grabe ausspreche. Beide waren ganz in ihre Gedanken vertieft, da wurden sie durch ein leises Geräusch geweckt, und eine Frauenzimmergestalt zeigte sich ihren Blicken.

Es war Clementine, es war Frau v. Servins, die beweinte Gattin, die geraubte Leiche. Herr v. Servins sprang mit einem gellenden Schrei auf, und der erschreckte Todtengräber sank ohnmächtig zu Boden. Aber die Unbekannte hatte den Mann erblickt, der so plötzlich vor ihr sich erhob, und ebenfalls einen lauten Schrei ausstoßend, entfloh sie, wie eine Wahnsinnige. Herr v. Servins verfolgte sie, ohne sie erreichen zu können, und sah sie an dem Thore des Gottesackers in einen schönen Wagen steigen, den zwei herrliche Pferde blitzschnell davon trugen.

Eine Stunde nach diesem Zusammentreffen, befand sich Herr v. Servins noch in dem Stübchen des Todtengräbers, der unter gräßlichen Konvulsionen starb, ohne eine der an ihn gerichteten Fragen beantworten zu können. Im Laufe des Tages noch ließ der Polizeilieutenant dem Präsidenten sagen, die Equipage, die er gesehen, und die Livree, die er bezeichnet, sei den Nachforschungen zufolge, die des Herrn v. Charron gewesen. Am folgenden Tage wurde auf den Antrag des Herrn v. Servins, das Grab Clementinens geöffnet; man fand es leer, und den Sarg zertrümmert. Währenddessen kehrte Julie von Charron, eine junge, reizende Frau, welche Georg in Indien geheirathet, und von dort aus mit nach Frankreich gebracht hatte, außer sich nach ihrer Wohnung zurück. Bleich und zitternd eilte sie auf das Zimmer ihres Gemahls, und blieb lange bei demselben. Beruhigter verließ sie ihren Gatten, und nichts wurde in den Gewohnheiten des Herrn und der Frau v. Charron geändert. Ueber 14 Tage waren verflossen, ohne daß weiter die Rede von dem Ereignisse war, Herr v. Servins umgab indessen die Gatten mit Spionen. Auf dem Kriegsministerium erfuhr er den Tag der Ankunft Georgs in Paris, so wie den seiner Abreise. Er entdeckte den Postillon, der ihn nach Brest gefahren, wobei er von einer verschleierten Dame begleitet wurde. Er erfuhr, daß sich Georg mit dieser Dame auf ein Schiff begeben, dessen Tagebuch er ausfindig machte, und bewaffnet mit diesen furchtbaren Beweisen unternahm er eine Anklage gegen Herrn v. Charron, dessen Verbindung mit seiner vorgeblichen Gattin aufgelößt zu sehen. Die Neuheit dieses Prozesses erweckte die allgemeine Aufmerksamkeit. Flugschriften wurden in der Fakultät gewechselt, um zu beweisen, daß ein Starrkrampf für den Tod genommen worden seyn könnte. Die, welche diese Meinung aufstellten, wurden von ihren Standesgenossen Narren uud Dummköpfe genannt. Man berechnete die Stunden, während welchen Frau v. Servins sich in diesem Zustande hätte befinden müssen, und es ergab sich, daß kein Autor das Beispiel eines so langen Starrkrampfes anführe. Herr v. Charron selbst schien Herrn v. Servins zu beklagen, und als er sagte, die Aehnlichkeit seiner Frau mit Clementine v. La Faille habe ihn selbst in Erstaunen gesetzt, doch nicht in dem Grade, um ihn verrückt zu machen, sprach er dies mit einem solchen Ausdrucke der Wahrheit, daß man nicht daran zweifelte, Herr v. Servins habe den Verstand verloren.

Die Sache kam indessen vor das Tribunal zu Paris, und Frau v. Charron sollte vor den Schranken erscheinen, um auf die Fragen der Richter zu antworten. Sie wurde mit dem Herrn v. Servins confrontirt, und schien sehr erstaunt über Alles das, was er ihr sagte. Herr v. La Failles kam von Toulouse, und weinte über die auffallende Aehnlichkeit; er wußte nicht, wie er mit der Frau sprechen sollte, die nach Allem seine Tochter zu seyn schien, und es doch so kaltblütig läugnete. Die Richter sahen einander verlegen und verwirrt an. Frau v. Charron erzählte ihr ganzes Leben. Sie war eine Waise, und hatte Indien früher nie verlassen. Es wurden Aktenstücke vorgelegt, welche darthaten, daß ein Fräulein Julie v. Merrol zu Pondichney dort den Obersten Charron geheirathet habe. Der Tag der öffentlichen Urtheilsprechung erschien. Die Untersuchung war geendigt, und die Mitglieder des Parlaments, welche das Tribunal bildeten, waren geneigt, Herrn v. Charron und dessen Frau von der sonderbaren, gegen sie erhobenen Anklage frei zu sprechen, da trat Herr v. Servins in den Saal, und hielt ein Kind an der Hand. Frau v. Charron saß an der Seite ihres Vertheidigers, des Herrn Moizas, und hatte das Gesicht in beide Hände gestützt, um sich den neugierigen Blicken der versammelten Menge zu entziehen. Sie sah daher Herrn v. Servins nicht eintreten, aber plötzlich fühlte sie eine kleine Hand die ihrige zurückziehen, und eine Kinderstimme sagte traurig: »Mutter, umarme mich!«

Sogleich erhob Frau v. Charron den Kopf, sah das Kind vor sich, erkannte es, schloß es mit dem Ausrufe: Meine Tochter! in die Arme, und bedeckte es mit Thränen und Küssen. Die Gattin und die Tochter hatten widerstanden — die Mutter verrieth sich.

Von diesem Augenblicke an war der Proceß zwar geendigt, gewann aber ein anderes Ansehen. Der Advokat des Herrn v. Charron verlangte jetzt die gerichtliche Trennung einer Ehe, welche der Tod bereits geschieden hatte.

»Man verlange nicht,« sagte er in seiner beredten Vertheidigung, »daß das Grab zurückgebe, was ihm überliefert wurde; man lasse die Frau leben, dem, durch den sie wieder lebt, die neue Existenz gehört ihm an, und Herr v. Servins hat nur Anspruch auf einen Leichnam.

Alles blieb vergeblich. Clementine hielt darum an, sich in ein Kloster zurückziehen zu dürfen; man gewährte es ihr nicht, und ein Urtheilsspruch verdammte sie dazu, in die Wohnung ihres ersten Mannes zurückzukehren.

Einige Tage nach diesem Urtheilsspruche vollzog sie denselben; sie war weiß gekleidet, und bleich vor Verzweiflung und Entschlossenheit. Als sie in den Saal trat, wo Herr v. Servins, umgeben von seiner ganzen Familie ihrer wartete, stürzte sie kalt und starr nieder. Man eilte ihr zu Hülfe, aber vergebens. Sie stammelte nur die wenigen Worte:

»Ich bringe Ihnen wieder, was Sie verloren haben!« — und starb.

Sie hatte sich mit Georg zusammen vergiftet, ehe sie ihn verließ

Charron starb am folgenden Tage in den Armen seiner Mutter.

Das Duell.

(Beschluß.)

Nahe der Stadt lag ein dichtes Fichtenwäldchen. Ein rings von Bäumen umschlossener, freier Platz darin, der schon oft das Blut getrunken hatte, welches beleidigte Ehre vergoß, sollte heute abermals der Zeuge eines ernsten Zweikampfes werden. Düster und in sich gekehrt, schritt Seeberg, mit geschränkten Armen auf und nieder, seinen Gegner erwartend, und fest entschlossen, zu fallen, oder einen Menschen zu morden, der nach seiner Meinung ihm unverdient vorgezogen worden, und ihm den Weg zu seinem Glücke versperrt hatte. Altstein, Bode und mehrere andere Offiziere standen in kleinen Gruppen bei einander, sich über den wahrscheinlichen Ausgang des Duells mit einander unterhaltend.

Endlich nahten Tritte, und Helmich trat mit seinem Sekundanten Randau in den Kreis. Sein edles Gesicht war blaß, aber aus den schwarzen Augen blitzte Muth, Entschlossenheit und Fassung; Randau trug ein paar funkelnde Terzerols und Schießbedarf.

Nach den gewöhnlichen kalten Begrüßungen der beiden Kämpfer, begann Helmich zu den versammelten Offizieren:

»Gezwungen durch ein eisernes Vorurtheil bin ich in Ihrer Mitte erschienen, um für die Beleidigungen, welche Lieutenant Graf v. Seeberg gegen mich ausgestoßen hat, Genugthuung zu fordern. So schwer dieselben auch sind, so bin ich dennoch geneigt, sie zu vergessen, wenn der Herr Lieutenant mir in Ihrer Gegenwart erklärt, er habe sich übereilt, was vielleicht in einigen Minuten zu spät seyn dürfte. »Herr Graf,« wandte er sich zu diesem, »Sie sind Gatte, Sie sind Vater, überlegen Sie, welchen Jammer Sie in dem einen oder andern Falle über die Ihrigen herbeirufen, bei Ihren heiligsten Gefühlen beschwör' ich Sie darum!«

»Keine Rodomontaden, mein Herr!« rief Altstein, während Seeberg ihm stolz entgegnete: »Ich liebe das Sentimentale nicht, Herr Kapitän, und was der Mann nach seiner Ueberzeugung ausgesprochen, dessen muß er geständig seyn bis auf den letzten Hauch seines Lebens; ich bitte den Kampf nicht länger zu verzögern.

»So verzichte ich auf das Recht des ersten Schusses,« sprach Helmich weiter, die Pistolen ergreifend. Wenn dieser unsinnige Streit einmal nur durch Menschenblut geführt werden kann, so möge seiner würdig, auch nur der blinde Zufall das Loos darüber werfen. Hier, Herr Graf, wählen Sie — das Eine dieser Terzerole ist scharf geladen, das andere leer. Wir werden uns die Todeswaffen gegenseitig auf die Brust setzen, und zu gleicher Zeit abdrücken. Dem das Glück wohl will, ist es dann vergönnt, seinen Gegner in dem nächsten Augenblicke todt zu sehen. Nehmen Sie!« —

»Halt!« rief Altstein, dazwischen springend. Ein solcher Kampf widerstreitet allen Duellgesetzen, der Graf hat durchaus nicht nöthig, ihn zu acceptiren.«

»Nun denn,« rief Helmich mit erhobener Stimme, furchtbar die Augen rollend, so ist dies meine Weise, mich zu schlagen, wenigstens darf man ihr nicht nachsagen, daß kein Muth dazu gehöre.«

»Der Kapitän genügt allen Gesetzen des Duells,« nahm Randau das Wort, »indem er auf den ersten Schuß verzichtet, und die Sache ist wie ein Zweikampf über den Mantel zu betrachten, den er, als beleidigter Theil, ebenfalls fordern kann, nur daß bei dieser Art wenigstens ein Leben gerettet wird; ich muß daher, als sein Sekundant auf die schleunige Eröffnung des Kampfes dringen, wenn Herr v. Seeberg nicht zur Sühne geneigt ist, und die Beleidigung nicht widerrufen will.«

»Das kann, das wird er nicht,« rief Altstein, während die übrigen Offiziere ein mißbilligendes Gemurmel erhoben, und Seeberg, obwohl betroffen, sprach mit dumpfer Stimme: »Als Mann von Ehre kann ich nach dieser Aufforderung es unmöglich — ich bin bereit!« — —

Die Pistolen wurden jetzt untersucht, und in gutem Stande befunden. Seeberg ergriff das Eine, Helmich das Andere, und beide Kämpfer standen nun, die Todeswaffen einander auf die Brust richtend, Aug' in Auge gegenüber. — Eine Todtenstille herrschte während der verhängnißvollen Pause, deren Ende ein Leben in seiner Blüthe zu vernichten bestimmt war.....

»Feuer!« tönte das Kommandowort Randau's....

Ein zischender Pulverdampf stieg aus der Pfanne von Seebergs Pistol in die Höhe, — während Helmich, unbeweglich ihm gegenüberstand — es war die ungeladene Waffe. —

Schrecken des Todes malte sich auf Seebergs Zügen, seine blauen Lippen bebten convulsivisch, seine Augen schlossen sich, seine Arme sanken schlaff herab, er erwartete, wie der Sünder auf dem Sandhügel, die tödtliche Kugel.

Dankend richteten sich Helmichs Augen zu dem Beschützer über dem blauen Himmelszelte; dann trat er einen Schritt zurück, starrte die versammelten Offiziere mit einem vernichtenden Blicke an, und rief mit fürchterlichem Ernste:

»Sehen Sie, meine Herrn, jetzt die Früchte Ihres gräßlichen Possenspiels! — Mein Gegner wird die nächste Minute nicht erleben; von mir aber werf' ich die Schuld des entsetzlichen Mordes, den ich begehen werde. Auf Sie, die uns, wie wüthende Thiere aneinander gehetzt, die allen Sühnversuchen sich entgegenstemmend, es bis hieher kommen ließen, falle dieser Mord, falle die Verzweiflung einer Gattin, eines verwaisten Kindes, — auf Sie die Qual des Gewissens, die an mir nagen wird, bis ich vor dem Stuhle des Weltenrichters erscheine, denn die Gesetze Ihrer Ehre rufen mir ja zu: Du sollst ein Mörder werden! — Herr v. Seeberg, bereiten Sie sich zum Tode!« —

Verlegenheit, Angst und Schreck malte sich auf den Zügen aller Anwesenden; Seeberg stand betäubt und regungslos vor seinem erzürnten Gegner, eine fahle Todtenfarbe überzog sein Gesicht, und mit unverständlichen Tönen hauchte er, die Brust entblößend: »Schießen Sie — ich bin bereit!« — —

Helmich erhob das Pistol, — aber die Todesqual seines Gegners entwaffnete plötzlich seinen gerechten Zorn. — »Nein,« rief er, „ich habe mir heilig gelobt, nimmer im Zweikampfe

Menschenblut zu vergießen, — ich habe Genugthuung, sehen Sie dort auf dem Baume jenen Tannzapfen — er sei mein Ziel, nicht eine Menschenbrust. — Er drückte ab, und der Tannzapfen stiebte zur Erde. — —«

»Donnerwetter! das war ein Kernschuß!« rief Altstein erstaunt, und Seeberg richtete sich mit dem Gefühle eines von den Todten Erstandenen empor. —

»Kapitän! Ihr seid ein Ehrenmann!« jubelte Randau an seinem Halse, während Freude und Bewunderung sich in den Mienen der Uebrigen aussprachen. —

»Vergebung, edler Mann!« rief Seeberg, ihn stürmisch umarmend. »Gern gesteh' ich mein Vergehen gegen Sie ein, — ich kann es jetzt, ohne meine Ehre zu beflecken!«

»Meine schönste Hoffnung ist erfüllt!« rief Helmich, des Grafen Umarmung auf das Herzlichste erwiedernd, »Gott hat über mein Leben gewacht, und ich habe einen Feind versöhnt, nicht wahr?«

»So wahr mir Gott helfe! Meine Freundschaft im Leben und Tod!« betheuerte Seeberg, und Randau wischte sich eine Thräne der Rührung aus den Augen.

»Jetzt meine Herren,« wandte sich Helmich zu den Uebrigen, »bitte ich nochmals um Ihre Freundschaft und Kameradschaft. Zugleich aber erkläre ich laut: ich werde mich niemals schlagen! — Wer mich daher zu beleidigen gedenkt, kann es ungestraft thun!

»Wer das wagt, dem brenne ich selbst eine Kugel durchs Gehirn!« rief der wilde Altstein, und Alle eilten auf Helmich zu, und baten um seine Achtung und Freundschaft.

»Das ist der schönste Tag meines Lebens!« sprach Helmich gerührt, sich in dem Kreise seiner neuen Freunde umschauend; »möge er auch ein segensreicher werden; möge es dahin kommen, daß nicht mehr die dem Vaterlande geweihten Waffen besudelt werden durch Blut, im Zweikampf vergossen. Laßt uns ein Ehrengericht niedersetzen, das über die Verletzungen unserer Ehre wache, dem die Entscheidung gebühre, damit es ein Vorurtheil vernichte, das unsere Civilisation schändend, uns zu Barbaren herabsinken läßt.

»Va! Prächtiger Junge, ich bin es zufrieden,« rief Randau, und Alle stimmten ein, freudig den Rückweg antretend. —

Der Vorschlag Helmichs ging in Erfüllung; das Regiment zeichnete sich vortheilhaft vor allen Uebrigen aus, und die hohe Achtung, in welcher die Offiziere desselben bei allen Edelgesinnten standen, bewies, daß man nicht der jämmerlichen Nothwendigkeit bedürfe, seine verletzte Ehre mit dem Herzblute eines Gegners wieder zusammenzuflicken.

Miscellen.

Wohlanständigkeit.

(Eine wahre Begebenheit.)

In einer Stadt, ich weiß nicht mehr in welchem Lande, wurde ein Brautpaar getraut. Dort, wie in manchen andern Städten, ist es Sitte, daß der Geistliche, der das Brautpaar traut, zum Hochzeitsschmause gebeten wird. Der Geistliche, der zufällig auch der Beichtvater der Getrauten war, wurde natürlich auch eingeladen, an den Tafelgenüssen Theil zu nehmen; er lehnte aber die Einladung unter verschiedenen verbindlichen Redensarten ab, und versicherte, wie leid es ihm thue, den Wunsch seiner lieben Beichtkinder in dieser Hinsicht nicht erfüllen zu können, weil ihm die Vorbereitung zur Trau-Rede, die er gehalten, schon viel Zeit geraubt habe, und daher andere Amtsarbeiten liegen geblieben wären, die sich unmöglich länger mehr aufschieben ließen. „Wenn jedoch," fügte er hinzu, „das geliebte Brautpaar mir von der Tafel etwas zukommen lassen, und ins Haus schicken will, wird es mir sehr angenehm seyn." Die Neuvermählten verstanden den Wink und säumten nicht, ihm einen Wäschkorb, voll von Speisen und Weinflaschen, zu überschicken. Als der dienstbare Geist (eine kräftige Schleusserin), welche unter der Last der Eß- und Trinkvorräthe keuchend in seine Stube trat und das Magazin an seinem Studiertische niedersetzte, eine Weile des gehofften Trink- oder Taggeldes wegen stehen blieb, schien der fromme Mann sie vor lauter eifrigen Studirens kaum zu bemerken, und erst, als sie sah, daß ihr Warten vergebens sei, schritt sie der Thüre zu. Jetzt rief er schnell: „Höre „Sie, liebe Schleusserin, sage Sie mir, um wie viel Uhr wird denn „zur Tafel gegangen?" — „In einer halben Stunde" war die Antwort. — „Sage Sie ihrer Herrschaft, daß ich die Neuvermählten, „als meine lieben guten Beichtkindern, zu sehr liebe, um es über mich „gewinnen zu können, an Ihrem frohen Hochzeitsfeste nicht Theil zu „nehmen; sage Sie ihr, daß, so viel Arbeit mir auch liegen bleiben „mag, ich ihnen doch das Opfer gern bringen, und lieber die ganze „Nacht hindurch arbeiten will, um bei der Tafel gegenwärtig seyn zu „können. Sage Sie, daß ich in einer halben Stunde erscheinen werde." — Er erschien wirklich, und war nicht der letzte der kommenden, wohl aber der letzte der abgehenden Gäste. Er machte der Tafel Ehre, denn er aß viel und trank nicht wenig. Wie er nach Haus gekommen, weiß ich nicht. —

Welche Liebe zu Beichtkindern, und welches Muster von Uneigennützigkeit und — Wohlanständigkeit!

Verzeichniß von Taufen, Trauungen und Sterbefällen in Breslau.

Getauft.

Bei St. Vincens, den 19. April: D. B. und Lohnk. Joh. Gewohn T. — Den 21.: D. Schuhmachermstr. Thadeus Richter T. — D. Töpfergef. Joh. Rabe S. — Den 23.: D. Bierbrauer Franz Gottwold T. — D. Schuhmachergef. Frey T.

Bei St. Mauritius, den 13. April: D. Tagarb. Renner in Morgenau S. — Den 20.: D. Kattundr. A. Sprockhof S. — D. Johanna Rehmann S. — Den 25.: D. Th. Wutke S. — D. Pflanzgärtner Franz Karkus T.

Bei St. Adalbert, den 14. April: D. Kürschnermstr. A. Steckbauer S. — Den 20.: D. Glockengießergef. S. Retschke T. — D. Kolporteur F. Becker T. — Den 21.: D. Elis. Müller T. — D. Maria Taube T. — Den 22.: D. Kutscher G. Schütz T. — Den 24.: D. Sattlergef. W. Hein S. — D. Th. Flöschel S. — D. Hedwig Neumann T.

Der Breslauer Erzähler erscheint wöchentlich 3 Mal (Montags, Mittwochs und Freitags) zu dem Preise von 4 Pfennigen die Nummer, oder wöchentlich für 3 Nummern 1 Sgr., und wird für diesen Preis durch die beauftragten Colporteure abgeliefert. Jede Buchhandlung und die damit beauftragten Commissionäre in der Provinz besorgen dies Blatt bei wöchentlicher Ablieferung zu 15 Sgr. das Quartal oder 39 Nummern, so wie alle Königl. Post-Anstalten bei wöchentlich 3maliger Versendung zu 18 Sgr.